

Georg Thiel

DIE NATUR DER DINGE

Roman

LESEPROBE

braumüller

Gefördert von der Stadt Wien Kultur

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung
sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend-
einer Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwen-
dung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

1. Auflage 2020
© 2020 by Braumüller GmbH
Servitengasse 5, A-1090 Wien
www.braumueller.at

Fotomontage Cover: Shutterstock © Ann Mori
Druck: Buch Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan im Lavanttal
ISBN 978-3-99200-283-2

Und so strickt jeder an seinem Lebenspullover, der eine macht mehr
Herzerln hinein und der andere weniger, mit mehr Luftmaschen
oder weniger, und am Ende ist das alles filzig und viel zu eng und
hat Löcher, und bis man fertig ist, ist die Vorderseite schon von
den Mäusen und Motten angefressen, das Prunkstück ist schon
hin, bevor's fertig ist, und der Herrgott sagt dann „paßt!“.

Thomas Bernhard

Vierte Wahrnehmung

Was ihre Mutter sagt, denkt und will, ist auf der Rückfahrt, die aufgrund von Verkehrsbehinderungen noch länger dauert als die Hinfahrt, das beherrschende Thema: Es gibt Neuigkeiten. Sie sind schlecht. Mama hat beim Frühstück gemeint, sie fühle sich so beweglich wie schon lange nicht. Der in Erwägung gezogene Kuraufenthalt werde Erwägung bleiben. Gleichwohl müsse man sich für alle Eventualitäten wappnen, weshalb sie sich zum Einbau eines Treppenliftes entschlossen habe.

Nicht zuletzt wegen der Hunde, die dann nicht mehr in den Garten getragen werden müssten. Auf Heinrich sei in dieser Hinsicht ja kein Verlass, er lasse Cupido und Psyche immer die Treppen laufen, wenn er sich unbeobachtet fühle. Obwohl er genau wisse, dass Dackel zu Lähmungserscheinungen neigen, wenn man sie Stufen steigen lasse.

Darauf gibt es nichts zu erwidern. Die Vorwürfe treffen zu. Er mag keine Hunde. Weder ihren Geruch noch ihr Bellen noch ihre Angewohnheit sich im Alter mit gelähmten Hinterläufen auf dem Teppich zu entleeren.

Ein Treppenlift also. Die Montage wird nicht ohne Schmutz und Lärmentwicklung vonstattengehen. Ganz zu schweigen von den Kosten.

Viel schwerer wiegt freilich der Mobilitätsgewinn der Schwiegermutter. Seit ihrem Sturz vor drei Jahren ist der zu ihrer Wohnung führende Aufgang eine Art natürliche Barrikade. Heinrich findet, dass in der Hüftfraktur eine göttliche Gnade lag, denn allein hat sie den Abstieg danach kaum noch gewagt. Wenn sie etwas will, pflegt sie seither mit dem Stock auf den Boden zu klopfen. Wird ihrer Ansicht nach nicht schnell genug reagiert, schlägt sie gegen die Heizungsrohre. Das ist zwar lästig, aber immer noch besser als ihr bis dahin praktiziertes, unangemeldetes Auftauchen. Es wird wieder in diese Richtung gehen. Es ist ...

Hinter ihm hupen Autos. „Es ist grün! Wieso fährst du denn nicht?! Ja, so fahr doch schon! Also wirklich!“

Heinrich fährt.

Der Kübel an Verdrießlichkeiten ist noch nicht vollends ausgeleert. Um den Treppenlift montieren zu können, wird man nicht umhinkommen, den Wanderschmuck zu entfernen. Neben Zeugnissen von Isoldes bildendem Unvermögen besteht dieser aus Jagdtrophäen des Schwiegervaters. Heinrichs Frage, wo all die Spieß, Gabler, Sechs-, Acht- und sonstige Ender hinkommen werden, bleibt unbeantwortet. Das verheißt nichts Gutes für sein Zimmer. Wiewohl er sich zwischen all den Krickln, Geweihen und Präparaten nicht einmal schlecht machen würde. Denn in gewisser Hinsicht ist auch er bereits tot.

Tags darauf ist er von Schwiegermutter und Frau zum Frühstück vorgeladen. Kurz überlegt er, sich mit Unwohlsein zu entschuldigen, lässt es aber bleiben. Vielleicht ist sein Refugium ja doch noch zu retten.

Als er die Etage der Schwiegermutter betritt, beginnen die Hunde zu knurren. Die Frühstückstafel ist frugal, es gibt nichts, was Heinrichs Gaumen locken würde. An seinem Platz steht eine Schale mit Hildeward-von-Bingen-Brei, in den er etwas Quittengelee rührt. Gegessen wird schweigend. Dann ergreift die Schwiegermutter das Wort. Heinrich wisse ja, dass Unannehmlichkeiten ins Haus stünden, bauliche Maßnahmen, an denen er nicht ganz unschuldig sei, nein, er solle nicht widersprechen. Die Handwerker seien bereits bestellt. Das Letzte, was man beim Umbau brauche, sei ein jammernder, im Weg herumstehender Mann. Das gehe nicht an, also werde Heinrich für ein paar Tage verreisen. Man wisse auch schon wohin. Es habe sich eine ausgezeichnete Möglichkeit aufgetan: Heinrich kenne doch die Akademie, in der Isolde all die wunderbaren Kurse belegt habe? Nun, mit der gestrigen Post sei ein Gutschein für einen Gratiskurs gekommen. Den sie, nach Rücksprache mit ihr, Heinrich zur Verfügung stelle. Was er dazu sage?

Er male nicht, sagt Heinrich.

Das sei bekannt. Doch gebe es eine Fülle von Angeboten, von Möbelrestaurierung über Herrgottschnitzen bis hin zur Portraitphotographie. Es werde sich etwas finden.

„Ich ...“, sagt Heinrich.

„Du brauchst dich nicht zu bedanken.“ Die Schwiegermutter streckt ihm die knochige, immer etwas klebrige Hand zum Kuss entgegen. Es schmerzt; sie trägt den Ring mit dem schartigen Stein, den sie gegen die Lippen des Schwiegersohnes presst. Die Audienz ist beendet.

Zum Abschied wird ihm die Zeitung ausgehändigt. Sie ist dicker als sonst, da ihr der Veranstaltungskatalog beigelegt ist. Heinrich verbeugt sich, ehe er geht.

Sein Zimmer ist an diesem Morgen nicht zur Sprache gekommen.

Fünfte Wahrnehmung

Der Raum liegt zur ebenen Erde und ist vollkommen überdimensioniert. Zwei Damen sitzen darin. Ein Herr, der draußen vor der Tür Dummheiten in sein Telefon säuselt, wird noch kommen. Es verspricht ein geschlechtlich ausgewogener Kurs zu werden.

Innerhalb der Gruppe scheinen Übertretungen gegen das sechste Gebot so gut wie ausgeschlossen. Der Herr, ein kahler, Testosteron schwitzender Mann Ende dreißig, ist, seinem infantilen Gemurmel nach zu schließen, gut versorgt.

Heinrichs Gefährdung wäre ohnehin gering. Bekanntlich lassen die Kräfte der Venus mit den Jahren nach. Beim einen stärker, beim anderen schwächer, bei Heinrich eher stärker. Hinzu kommt, dass die ältere der beiden Damen alt ist. Die jüngere erinnert Heinrich vom Typus her an Isolde. Bei all der Verbitterung, die ihr Gesicht spiegelt, wäre sie im parallel stattfindenden Aquarellkurs vielleicht besser aufgehoben. Aber unterm Strich ist es vermutlich egal, ob man der Depression mit Malen, Schreiben oder dem Kneten von Ton begegnet.

Er stellt sich den Damen vor. Zuerst der Älteren, die in der ersten Reihe, unmittelbar vor dem Tisch des

Kursleiters, Platz genommen hat. Sie trägt ein Dirndl, ihre Haare sind zum Dutt hochgesteckt, die Physiognomie wirkt heiter. Den Händen ist anzusehen, dass sie gearbeitet hat. Der klassische Großmuttertypus ländlicher Prägung.

Die Verbitterte ist, als Heinrich sich ihr nähert, gerade im Begriff, den Platz zu wechseln. Sie sei, erklärt sie, unschlüssig, wo sie sich hinsetzen solle. Feng-Shui-mäßig sei der Raum eine einzige Katastrophe, vielleicht wäre es drüben am Fenster besser. Heinrich möge ihr behilflich sein, den dort stehenden Tisch umzustellen. Ihre Stimme ist energisch. Heinrich rückt und hilft eine unfassbare Menge an Mappen, Gläsern und Taschen hinüberzubringen. Ob sie sich sicher sei, im richtigen Seminar zu sitzen, der Aquarellkurs finde im Raum Grützner statt? Sie schnauzt ihn an: Natürlich wisse sie, wo sie sich befinde! Ob sie einen minderbemittelten Eindruck mache? Was sie mitnehme und wie viel, gehe niemanden etwas an, sie habe diese Entmündigungsversuche vonseiten der Männer so etwas von satt, sie könne gar nicht sagen wie.

Nach dem Ausbruch kommt für Heinrich nur ein möglichst weit von der Verbitterten entfernter Tisch infrage. Dem Dozenten, der kurz darauf in den Raum stürzt, bietet sich folgendes Bild: eine nette alte Dame, dahinter v-förmig aufgefächert ein Herr im Lodenanzug und eine weitere, unangenehm wirkende Teilnehmerin. Das klassische Szenario eines schlecht gebuchten Schreibkurses, das entfernt an die Flugformation eines überalternden, stark gelichteten Schwarms erinnert.

Doch hat der Dozent, abgehetzt und atemlos wie er ist, kein Auge dafür. Er murmelt Worte der Entschuldigung für seine Verspätung, die mit dem Zustand seines Autos zu tun habe, wobei er sich verhaspelt und rot wird. Dann erst stellt er seine schäbige Tasche ab, der er einen Zettel entnimmt, auf dem vier Namen stehen. Ehe er auf den Ablauf des Kurses zu sprechen komme, würde er gerne mit einer Vorstellungsrunde beginnen. Er selbst heiße Schwarzbach, aber da es in den Kursen üblich sei, sich zu duzen, möge man ihn Georg nennen. Er begehe demnächst seinen vierzigsten Geburtstag, sei geschieden, Vater einer zu pubertieren beginnenden Tochter und freier Autor. Vielleicht habe jemand der Herrschaften ja schon etwas von ihm gelesen, sein letzter Roman *Werwölfe bei Tag* sei von der Kritik, etwa im evangelischen Buchbeobachter, recht wohlwollend aufgenommen worden. Der Dozent blickt erwartungsvoll in die Runde. Bedauerlicherweise hat noch keiner der Anwesenden von der Existenz eines Autors namens Schwarzbach gehört.

Das mache nichts, fährt der Dozent fort, auch jemand wie Stendhal habe zu Lebzeiten mit Wahrnehmungsproblemen zu kämpfen gehabt. *Die Kartause von Parma* etwa hätte sich keine siebzig Mal verkauft. Das müsse man sich einmal vorstellen. Die Kartause! Von Parma! Ein Jahrhundertwerk! Wenn auch mit Längen; er persönlich hätte zum Beispiel den Teil, in dem Fabrizio im Kerker sitzt, stark gekürzt. Doch würden solche Überlegungen zu weit führen, auch sei er nicht so vermessend, sich mit Stendhal zu vergleichen. An dieser Stelle würde er gerne etwas über die geschätzten Teilnehmer

erfahren. Namen, Beruf, ihre Erwartungen und Vorstellungen, und was sie dazu bewogen habe, gerade diesen Kurs zu buchen. Vielleicht wolle die Dame im Dirndl den Anfang machen?

Die ziert sich nicht lange. Sie heiße Hermynia, nach einer unverheirateten Tante, auf deren Grund und Boden der Vater spekuliert hätte. Eine Berechnung, die nicht aufgegangen sei; die Tante habe, als es ans Sterben ging, alles der Kirche vermacht. Geblieben sei ihr der Name, ein schrecklicher Name, weshalb sie es vorziehe, Herma genannt zu werden. Sie stamme aus Achleithen, aus bäuerlichen, also schrecklichen Verhältnissen und sei verwitwet, Gott sei Dank. Seit 17 Jahren vergehe kein Tag, an dem sie nicht dafür danke, dass der Mann unter der Erde liege. Denn es wäre keine gute Ehe gewesen. Was den Kurs betreffe, dazu sei sie so gekommen wie die Jungfrau zum Kind. Eigentlich habe sie sich zu ihrem achtzigsten Geburtstag ja etwas ganz anderes gewünscht; eine Reise zur Insel Mainau nämlich. Weil sie doch Blumen über alles liebe. Der Mann habe die Blumen in ihrem Garten immer zu Tode gedüngt. Kbelweise Jauche darüber geschüttet, bis alles verbrannt sei, aus Bosheit, aus reiner Bosheit. Er habe auch das Radio abgedreht, wenn etwas gespielt wurde, das ihr gefiel. Er habe es nicht ausgehalten, wenn sich jemand über etwas gefreut hat. Er wäre eben ein durch und durch boser Mensch gewesen. bertrroffen nur noch durch seine Mutter, die ...

Herma verstummt, zieht ein Taschentuch hervor, wischt sich die Augen. Im Raum herrscht betretenes Schweigen. Der Dozent murmelt, er verstehe, sie habe sich

umentschieden, wohl in der Annahme, dass ihr der Kurs vielleicht helfe, das Erlittene besser zu verkraften, weil ...

Aber überhaupt nicht, unterbricht Herma, sie hätte viel lieber nach Mainau gewollt, aber der Nachwuchs wäre ganz nach dem Vater geraten, unvorstellbar geizig – und zwar alle sieben. Der Kurs sei schlicht billiger gewesen, und deshalb sitze sie hier und nicht im Bus in Richtung Bodensee.

Der Dozent schluckt, ehe er zur nächsten Teilnehmerin überleitet. Sie stellt sich als Frau Oberstudienrätin Professor Rottmann vor. Ihr Vorname tue nichts zur Sache, da sie nicht geduzt zu werden wünsche. Im übrigen könne man den Berufstitel in der Anrede auch weglassen, Professor Rottmann reiche. Sie sei nicht prtentis. Allerdings lege sie Wert auf Pnklichkeit, darauf habe sie während all ihrer Jahre und Jahrzehnte im Schuldienst immer gehalten. Eine Selbstverständlichkeit, wie man annehmen sollte, namentlich bei erwachsenen Menschen. Der Kursus aber beginne unter schlechten Vorzeichen; mit einer Verspätung des sogenannten Herrn Dozenten. Dafür zahle sie nicht schweres Geld. Pnklichkeit sei ein Eckpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft und ohne diese gäbe es keine Kunst. Sie bitte sich aus, dass derlei nicht mehr vorkomme. Was die Beweggründe betreffe, die sie hierhergefhrt haben, nun, ihr habe eigentlich etwas ganz anderes vorgeschwebt. Der Kurs hier sei eine Notlösung, denn sie trage sich mit dem Gedanken, ein Kinderbuch zu schreiben. Leider werde so etwas nirgendwo angeboten. Da sie seit vielen Jahren zeichne und aquarelliere, also mehr von der bildnerischen

Seite komme, wolle sie das Buch auch selbst illustrieren, weshalb sie ihre Malutensilien mitgenommen habe.

Als Protagonist schwebe ihr ein besonderes Tier vor, nicht die üblichen Bären, Katzen, Hunde oder Hasen, die seien schon tausendfach besetzt, sondern eine Ratte. Eine Ratte namens Raphaela, ein unverstandenes, zerrissenes und einsames Geschöpf. Das Projekt werfe Probleme und viele Fragen auf, für die sie Lösungen und Antworten erwarte. Denn ganz ohne literarische Kompetenz werde die Leitung eines solchen Kurses ja wohl nicht vergeben worden sein. Zumindest stehe das zu hoffen. Auch, dass man endlich beginnen könne, wenn man mit der Vorstellungsrunde fertig sei.

Schwarzbachs Gesicht hat eine leuchtend ungesunde Farbe angenommen. Eine Farbe, wie sie aus der polnischen Karminschildlaus gewonnen wird. Heinrich ist sich nicht sicher, ob der Dozent zusammenbrechen, wortlos den Raum verlassen oder sich schreiend auf die Oberstudienrätin stürzen wird. Alles scheint möglich.

In diesem Moment wird die Tür aufgerissen, und herein stürzt der vierte Kursteilnehmer. Er sei untröstlich, sagt er, aber die Existenz eines Arztes bringe nun einmal unentwegt Störungen mit sich. Der Dozent atmet schwer. Herma springt ein, der Herr Doktor habe nichts versäumt, man befinde sich noch in der Vorstellungsrunde. Sie selbst sei uninteressant, nur eine alte Bäuerin, die Dame am Fenster eine malende Frau Professor und weiter wäre man noch nicht gekommen. Aber gut, dass ein Herr Doktor jetzt da wäre, denn das Gesicht des Herrn Dozenten gefalle ihr gar nicht, der schaue

aus wie ihr Schwager, kurz bevor er den Schlaganfall erlitten habe. Das sei zu Martini gewesen, unmittelbar nachdem das Gansl aufgetragen wurde. Martini 1968, das Jahr werde sie nie vergessen. Jahrelang habe man noch darüber geredet, über das Pech, ausgerechnet vor einem solchen Festtagsessen einen Schlaganfall zu erleiden. Schwarzbach verdreht die Augen.

„Ja, der gefällt mir auch nicht“, meint der Arzt. „Ist Ihnen unwohl, kann man irgendwie helfen?“ Der Dozent schüttelt den Kopf. Nein, er glaube nicht, dass ihm jemand helfen könne. Er mache in seiner Existenz als Autor gerade die Erfahrung, dass die Realität die Fiktion offenbar um Längen schlage. Vielleicht wolle der Herr Doktor gleich den Reigen der Vorstellungsrunde fortsetzen und erzählen, was ihn zu dem Kurs gebracht habe? Der Herr Doktor blickt auf die Uhr. Ja, also er heiße Jakob Vodnik, sei Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten im St. Rochus Spital, habe sich sehr auf das Seminar gefreut, müsse aber gleich wieder weiter.

„Wie bitte?!“, krächzt der Dozent.

Ihm sei leider etwas dazwischengekommen. Wie gesagt, als Arzt ... Dr. Vodnik lässt den Satz unvollendet. Auf seinen Gesichtszügen spiegelt sich mit einem Mal ein selig-blödes Lächeln. Die Kursteilnehmer folgen seinem Blick. Vor dem Fenster des Raumes steht eine Abgesandte der Göttin des Glücks. Eine junge, schöne, sehr weibliche Frau, bei der Männer unweigerlich mit der Hose zu denken beginnen.

In ihren Armen würde selbst Heinrich seine Virilität wiederfinden.

Ja, also er müsse dann los, sagt der Arzt. Er hätte aber noch eine Bitte –

„Sie können jetzt nicht mehr vom Kurs zurücktreten!“
Der Dozent klingt panisch.

„Aber nein, aber nein“, beruhigt Vodnik. Er würde lediglich um das Teilnahmediplom bitten.

Die Schöne wiegt sich leicht in den Hüften, winkt, Vodnik winkt zurück. Die Oberstudienrätin betrachtet ihn hasserfüllt, Heinrich neidisch, Herma amüsiert. Der Kursleiter wühlt in seiner Aktentasche, zieht ein in Fraktur gedrucktes Pergamentimitat hervor und macht sich ans Ausfüllen. Damit fertig, fragt er betont unschuldig, ob er vielleicht noch etwas dazuschreiben solle, dass der Herr Doktor zu großen Hoffnungen Anlass gebe oder dass er sein Werk aufs Beste empfehlen könne? Heinrich schmunzelt. Herma lacht. Der Gesichtsausdruck der Verbitterten ist unverändert. Vodnik antwortet kühl. Nicht nötig. Er nehme nicht an, dass die Empfehlung eines Herrn Schwarzbach irgendetwas bewirken würde. Aber das Datum möge er ausbessern, der Kurs ende übermorgen, nicht heute. Der Dozent tut es mit eingezogenem Kopf. Die Oberstudienrätin knirscht mit den Zähnen.

Vodnik nimmt das Diplom lächelnd entgegen. Man muss kein sehr aufmerksamer Beobachter sein, um festzustellen, dass an seinem rechten *Digitus anularis* an der Stelle, die normalerweise vom Ehering bedeckt wird, die Haut deutlich blasser ist als an der restlichen Hand. Monogamie entfärbt das Leben.

Als Vodnik abgerauscht ist, muss sich der Dozent erst einmal setzen. Herma verleiht ihrer Verwunderung

Ausdruck, dass der Falott seinen Abgang durch die Tür gemacht habe und nicht gleich aus dem Fenster gesprungen sei. Der Ihrige habe einmal ... Die Oberstudienrätin unterbricht mit eisiger Stimme, fragt, ob man nun *endlich* beginnen könne. Schwarzbach strafft den Rücken. Natürlich, natürlich. Er dürfe alle Anwesenden nochmals recht herzlich zu dem Kurs ... – Er kann seine Ausführungen aber nicht zu Ende bringen, da Herma ihn daran erinnert, dass sich der andere Herr ja noch gar nicht vorgestellt habe. Das sei allerdings wahr, sagt der Dozent, bitte, Herr Függe. Was hat Sie hierhergeführt – eine verlorene Wette vielleicht?

Es liegt kein Zynismus in dem Satz, nur tiefe Resignation. Heinrich ist plötzlich von einem Gefühl des Mitleids mit dem armen Teufel erfüllt. Er muss ihm etwas Nettos sagen. Und während er noch überlegt und nach dem richtigen Einstieg sucht, geht die Tür erneut auf und herein tritt ein dicker Mann, der sich wortreich für sein Erscheinen entschuldigt. Sein Name sei Ördög, er leite die Akademie und wolle den kreativen Fluss auch gar nicht lange stören. Er hoffe, die geschätzten Teilnehmer würden sich wohlfühlen, hier im Seminarraum Rosegger, in dem schon viele mit den literarischen Gattungen der Epik, Dramatik, Lyrik und so weiter erfolgreich gerungen hätten. Aus organisatorischen Gründen bitte er die Herrschaften, ihm mitzuteilen, was sie zum Mittagessen zu speisen wünschen. Im akademieeigenen Restaurant stünden zwei Menüs zur Auswahl, gebackener Emmentaler mit Preiselbeeren und Baguette oder gebackener Karpfen mit Kartoffelsalat. Davor eine

Masurische Jagdsuppe, alternativ ein kleiner Salat vom Buffet. Was er notieren dürfe?

„Ist der Karpfen geschröpft?“, will Herma wissen. Ördög sagt, er werde in der Küche nachfragen. „Ja, so etwas müsse man doch wissen“, ruft Herma. Der Akademieleiter versucht, seinen Emmentaler anzubringen. Niemand will den Emmentaler. Also viermal Fisch? Die Oberstudienrätin zischt, sie esse nichts Gebackenes. Das mache nichts, den Karpfen gebe es à la carte auch gedünstet auf polnische Art. Die Oberstudienrätin legt nach, sie esse nichts, was Augen habe. Sie sieht dabei wie eine Gottesanbeterin aus, und Heinrich fragt sich unwillkürlich, ob sie bei Menschenfleisch eine Ausnahme macht.

Schwarzbach, bemüht, die Situation zu deeskalieren, mischt sich ein. Die Zeichen stünden auf Fisch, immer vorausgesetzt, dass dieser geschröpft sei, ansonsten etwas von der Karte. Ördög macht ein missmutiges Gesicht. Er nehme das zur Kenntnis, obgleich er nicht froh darüber sei, denn der Küchenchef, ein sehr schwieriger Charakter, würde ihm wieder etwas erzählen. Doch könne man nichts machen, zehn Monate habe es gedauert, jemanden zu finden, es wolle ja niemand mehr in der Gastronomie arbeiten. Er selbst habe damals in die Bresche springen müssen, und um nichts in der Welt wolle er in diese Küche zurück. Und Schwarzbach solle nicht vergessen, dass er als Dozent nur Anspruch auf ein Menü habe, à la carte müsse er selbst bezahlen. Die Getränke sowieso, die wären früher frei gewesen, aber man habe mit Schriftstellern diesbezüglich schlechte Erfahrungen

gemacht. Erst letztes Jahr sei ihnen so ein Autor fast im Karpfenteich erstickt. Sternhagelvoll. Na ja, er wünsche jedenfalls noch einen angenehmen Aufenthalt, und am Nachmittag würde Frau Riefenbuck kommen und vom Wellnessprogramm berichten, welches sehr reichhaltig sei und von Massagen über Schlammpackungen bis hin zum Heubad keine Wünsche offenlasse. Stichwort Bad: Das akademieeigene Schwimmbad sei zurzeit leider geschlossen. Die Auflagen würden ja von Jahr zu Jahr immer mörderischer, der Staat lasse eben nichts unversucht, das Unternehmertum des Landes umzubringen.